

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 49.

Sonntag, 27. Februar.

1916.

[14. Fortsetzung.]

Anne-Marie.

[Nachdruck verboten.]

Roman von Ilse-Dore Tanner.

In der Pension Medinger war ein neuer Gast erschienen, Dr. Schwarz aus Danzig, der sich Privatstudien halber, wie er Frau Justizrat erzählt hatte, einige Zeit in Berlin aufhalten wollte. Er hatte eins der besten Zimmer genommen, ohne zu handeln den Pensionspreis bewilligt und hatte seiner Lebenswürdigkeit, die er schon bei den Unterhandlungen bewiesen, die Krone aufgesetzt, indem er, als er den ersten Tag spät sein erstes Frühstück im Speisezimmer nahm, Frau Justizrat Medingers Rat wegen einiger guter Berliner Firmen in Anspruch nahm. Ganz gewandt lenkte er dann das Gespräch auf das Berliner Leben im allgemeinen, auf eine Fremdenpension im besonderen und fragte, ob die Pension Medinger gut besetzt sei.

Diese teilnehmende Frage war für Frau Justizrat Medinger Anlaß, sofort über die Licht- und Schattenseiten ihres Berufs zu sprechen, wobei sie natürlich — in Gegenwart eines so noblen Gastes — die Lichtseiten überwiegen ließ und da war es nur noch ein kurzer Sprung bis zur Beschreibung und Nennung ihrer Pensionäre.

Dr. Schwarz hörte aufmerksam zu, empfing die Namen und Berufe schnell in seinen Gedanken.

Es war Sonntag mittags, als er, zum ersten Male mit Speisend, den Herrschaften der Pension Medinger vorgestellt wurde. Fräulein Müller — Herr Dr. Schwarz — das Schicksal hatte Dr. Schwarz zu Anne-Maries Tischnachbar gemacht. Sie neigte, als er, sich tadellos vor ihr vorbeugend seinen Platz einnehmen wollte, in einer solchen kühl reservierten, fast abweisenden Art den blonden Kopf, ließ einen so entschieden gleichgültigen Blick über ihn hinweggehen, daß er stutzte. Aber als Mann von Welt wußte er dieser Art von Behandlung zu begegnen. Verschiden und zurückhaltend, hatte er nur Aufmerksamkeit, wie sie an gemeinsamer Tafel wohl erwiesen werden — und Anne-Marie, die einsah, daß sie hier in ihrer abweisenden Art wohl zu weit gegangen, ließ sich herbei, hier und da ein Wort in die Unterhaltung zu geben. Aber als die übrige Gesellschaft noch beim gleich nach Tisch servierten Kaffee ein Weilschen zusammenblieb, empfahl sich Anne-Marie.

„Aber bestes Fräulein Müller“, rief die Justizrätin, „schenken Sie uns wieder nicht ein Stündchen Ihrer Gegenwart?“

„Ich fahre nach Zehlendorf, Frau Justizrat, und da ich frühzeitig zurück sein möchte, ist es höchste Zeit für mich.“

Sie reichte der Justizrätin die Hand und vorbeugte sich leicht gegen die Zurückbleibenden.

„Immer wie eine Prinzessin!“ sagte der Kapellmeister Ohnesorge, der leberleidend und stets etwas galliger Laune war, wenn er nicht den Mittelpunkt der Gesellschaft bildete.

„Prinzessin!“ Dr. Schwarz stutzte. Merkwürdig, daß gerade dieses Wort fiel. Aber wenn auch — der Auftrag, die Prinzessin Anne-Marie ausfindig zu

machen, war natürlich stets der Hauptgedanke, um den sich seine übrigen Gedanken drehten.

Es wäre ja eigentlich kaum denkbar, daß er, nachdem er nun vierzehn Tage, ohne jeden kleinsten Anhalt zu finden, in Berliner Pensionen zugebracht hatte, hier auf den ersten Schlag zum Ziele kommen sollte! Und so manches stimmte doch auch nicht. Von einer starken Nervenreizung seiner Tochter, sogar von Nervenkrankheit hatte Fürst Karl Max von Alburg-Wiesenheim gesprochen — und das — das traf keinesfalls auf Fräulein Müller zu. Dr. Schwarz wußte, was es bedeutet, mit nervösen Menschen zu tun zu haben, an diesem Fräulein Müller war alles Ruhe gewesen, Diszipliniertheit im Wesen und Sprechen — und daß sie alleinstand und keine Angehörigen hatte, nun, das kam doch wohl öfter vor.

Und dann — Bibliothekarin — er kannte ja Anne-Marie nicht, und des Fürsten sonst ganz genaue Angaben hatten doch ein anderes Bild von ihr gegeben — die Prinzessin Alburg-Wiesenheim würde sich doch kaum als Bibliothekarin von einem reichen Mann engagieren lassen.

Es war nicht zu leugnen, daß Dr. Schwarz sich allgemeiner Beliebtheit in der Pension Medinger erfreute, dank seiner sich allen Gästen gegenüber stets gleich bleibenden Lebenswürdigkeit und tadellos höflichen Manieren.

„Sie haben entschieden eine Eroberung an ihm gemacht, Fräulein Müller“, meinte Fräulein von Kamler scherzend zu Anne-Marie. „er sieht Sie oft ganz verfallen an, so als studiere er Ihr Gesicht. Übrigens merkwürdig wenig zu tun scheint der gute Mann zu haben, er ist doch der erste bei allen Mahlzeiten und der letzte, der aufsteht.“

„Mir ist er nicht gerade sympathisch“, sagte Anne-Marie, und das war eigentlich noch milde ausgedrückt, sie hatte, sie wußte eigentlich selbst nicht, warum, eine direkte Abneigung gegen ihn. Und doch war er keinesfalls aufdringlich, wie Herr Gelberohn unangenehmen Angedenkens, und hatte tadellose Manieren, aber daß er sich anscheinend so ganz besonders interessiert mit ihr beschäftigte, verursachte ihr ein unbehagliches Gefühl.

Es war beim Mittagessen desselben Tages, als Herr Dr. Schwarz davon erzählte, daß er der Sohn eines Landwirts sei und das Landleben über alles liebe.

„Und Sie, gnädiges Fräulein, stammen auch vom Lande, wie ich gehört habe. Wird es Ihnen da nicht schwer, sich in dem großen Berlin einzuleben? Oder waren Sie zwischendurch schon in einer größeren Stadt?“

Anne-Marie überhörte scheinbar die letzte Frage und sagte ruhig: „Ich habe mich sehr gut hier in Berlin eingelebt und möchte nicht wieder aufs Land zurück.“

„Sie kamen doch aber aus Dresden hierher, Fräulein Müller, nicht wahr?“ meinte Frau Justizrat Medinger, die sich an die diesbezügliche Eintragung in ihrem Fremdenbuch erinnerte.

„Ja“, antwortete Anne-Marie kurz und fühlte, wie das Blut ihr ins Gesicht stieg wie immer, wenn sie notgedrungen eine Bülge aussprechen mußte. Wie schrecklich war doch dieses Versteckspielen, dieses Lügenmüssen, würde denn das nie aufhören? dachte sie geküßt. Wenn sie doch endlich die Pension aufgeben und das eigene kleine Heim beziehen könnte, das Edith Weber und sie in Gedanken schon vollständig eingerichtet hatten.

Sie hatte sich eingehend mit ihrem Dessert beschäftigt, als sie aufschah, bemerkte sie die Augen Dr. Schwarz mit einem ganz eigentümlich forschenden Blick auf sich ruhen.

„Und wie lange sind Sie eigentlich schon bei unserer verehrten Frau Justizrat, gnädiges Fräulein?“ fragte er liebenswürdig lächelnd.

„Oh, Fräulein Müller müßte eigentlich den Ehrenplatz an der Spitze der Tafel erhalten, sie ist jetzt meine älteste Pensionärin, seit Fräulein Karger nach Dresden ging, sie ist schon seit dem 14. September hier“, rief Frau Medinger lebhaft.

Anne-Marie erhob sich mit einem „Verzeihung, ich habe um 3 Uhr eine Verabredung“ und einem liebenswürdigen Kopfschneigen nach beiden Enden des Tisches. Ihr war plötzlich so seltsam angst und bekümmert zu mut, so als drohe ihr ein Unheil. Was war ihr nur? War sie nervös geworden? Es waren doch schließlich alles nur ganz harmlose Fragen, die an sie gestellt worden waren, Fragen, die sonst keinen anderen Menschen erschreckt haben würden, als nur eben gerade sie, die sie ihre Heimut und Herkunft verbergen mußte. Sie zog sich eilends an, sie wollte so schnell wie möglich nach Zehlendorf, um sich von den lieben Webers ihre Furcht ausreden zu lassen, sich Trost und Mut zu holen.

Als sie aus dem Hause trat, sah sie sich plötzlich Herrn Dr. Schwarz gegenüber, es hatte beinahe den Anschein, als habe er auf sie gewartet, und wieder überfiel sie dieses eigentümliche lähmende Angstgefühl.

„Nun, mein gnädiges Fräulein, darf ich Sie ein Stückchen begleiten? Ich will nämlich auch nach dem Potsdamer Platz, da haben wir wohl denselben Weg?“

Anne-Marie wollte etwas antworten, wollte sagen, daß sie es vorzöge, sich eine Droschke zu nehmen, aber die Rede war ihr wie zugeschnürt.

„Übrigens, ich nahm gestern Gelegenheit, Professor Webers Vortrag in der Humboldt-Akademie zu hören — hochinteressant, wirklich hochinteressant. Er selbst macht auch einen so äußerst sympathischen Eindruck. Hat er irgendwelche Bücher geschrieben? Ich würde sie mir gerne verschaffen.“

Gott sei Dank, dieses Thema war unversänglich, und Anne-Marie sprach freundlich und unbefangen über Webers Broschüren und Werke.

„Würden Sie mir nicht die Titel aufschreiben, gnädiges Fräulein, ich habe ein so schlechtes Gedächtnis“, und Schwarz zog Notizbuch und wohlangelegten Bleistift aus der Tasche, ihr beides hinreichend.

Wie mit einem Zauberschlag kamen Anne-Marie Heinrich Webers warnende Worte in den Sinn: „Niemandem etwas Geschriebenes an irgend einen fremden Menschen aus der Hand geben — Ihre Handschrift ist charakteristisch —“, und sie hatte diese Warnung befolgt, so schwer es auch manchmal war.

Sie sah Herrn Dr. Schwarz kühl-erstaunt an: „Hier auf der Straße? Aber Herr Doktor! Ich werde sie Ihnen zu Hause aufschreiben — solche Eile hat das doch nicht —“, zu Hause hatte sie ihre kleine Schreibmaschine, in deren Gebrauch sie sich allein geübt, und mit der sie alle notwendigen Schreibereien zu erledigen pflegte.

Dr. Schwarz biß sich auf die Lippen und steckte seine Sachen wieder ein. War das nun die Vorsicht eines schlechten Gewissens? Jedenfalls war es kein Zeichen von Nerven- oder gar Geisteskrankheit.

„Verzeihung, Sie haben ganz recht, gnädiges Fräulein“, sagte er etwas verlegen. „Übrigens, Sie kennen Herrn Professor Weber schon von der Schulzeit her, wie

mir gesagt wurde. Wo sind Sie zur Schule gegangen, wenn ich fragen darf?“

Die Angst, die Anne-Marie überkam, verursachte ihr körperliche Übelkeit, fast ein Gefühl des Schwindels, und doch sagte sie anscheinend ganz ruhig: „Nirgend, ich bin privatim unterrichtet worden.“

„Ah, dann war Herr Professor Weber wohl Ihr Hauslehrer?“

„Nein“, sagte sie kurz und war sich bewußt, damit nicht einmal eine Bülge auszusprechen, denn er war ja Karl-Friedrichs Erzieher, nicht der übrige gewesen. Mit frampfhafter Mühe brachte sie das Gespräch auf andere, harmlosere Bahnen, und es plätscherte eine Weile ohne erneute Aufregungen dahin, bis Dr. Schwarz plötzlich sagte: „Wissen Sie, gnädiges Fräulein, Sie sprechen ja durchaus keinen Dialekt, aber Sie haben einen gewissen Konfall in der Stimme, der mich vermuten läßt, daß Sie Süddeutsche sind. Ihre Sprache erinnert mich sogar an einen süddeutschen Magnaten, den ich vor kurzem kennen lernte, den Fürsten von Illburg-Wiesenheim.“

Schwarz konnte nicht einmal sehen, ob Fräulein Müller bei Nennung dieses Namens erblaute oder erötete, sie hatte ihren Schirm fallen lassen, und er mußte sich gleichzeitig mit ihr danach bücken. Als er sie wieder ansehen konnte, war ihr Gesicht unbewegt wie sonst.

Sie neigte leicht den Kopf gegen ihn. „Adieu, Herr Doktor, ich muß jetzt nach meinem Bahnhof hinüber“, und leichten, elastischen Ganges überschritt sie den Potsdamer Platz, ihn in einer Art ärgerlicher Verblüfftheit zurücklassend.

Noch hatte er keine Beweise, und doch und doch, seine Ahnung hatte ihn noch nie getäuscht, und es war zu auffallend, daß der Tag der Ankunft Fräulein Anne-Marie Müllers in der Pension Medinger genau mit dem Termin der Flucht der Prinzessin Anne-Marie von Illburg-Wiesenheim zusammenpakte. Noch wollte er dem Fürsten nichts von seiner Vermutung mitteilen, aber noch heute sollte ein Brief abgehen, der ihn um eine Liste sämtlicher Hauslehrer und -lehrerinnen bat, die auf Schloß Wiesenheim gewesen waren.

(Fortsetzung folgt.)



Der Mensch ist immer schätzenswert, der einen bestimmten Gegenstand ganz und mit heiterer Seele ergreift. Schiller.

Im dunkeln Straßburg.

Aus Straßburg i. E. wird uns geschrieben: Welch festsame Umwälzungen bringt doch dieser Krieg in den Gewohnheiten und Bedürfnissen des modernen Kulturmenschen, so, als wollte er ihn zwingen, in die einfachen Zeitalter zurückzukehren, auf die er halb mitleidig, halb verächtlich herabschaute. Wir hielten es für unnötig, ohne Telefon und Automobil auszukommen, die nächtliche Beleuchtung der Straßen erschien uns ganz selbstverständlich. Jetzt läuft man selber zu seinem Bäcker, Metzger, Spezereihändler. Aus seiner Bodenkammer hat man die verstaubte, längst vergessene Laterne aus Urgroßvaters Zeit geholt, um sich mit dem spärlichen Licht durch das pechschwarze Straßburg zurechtzu helfen.

Mit Beginn der Nacht sind die elektrischen Bogenlampen und Gaslaternen ausgelöscht. Die Fenster sind in allen Häusern wie trauernde Witwen schwarz verhüllt. Nur hier und da flücht sich durch einen Laden, durch den Riß eines Vorhangs ein Lichtstreifen, der Leben und Menschen verrät. Es ist so finster, daß man den Bürgersteig nicht von der Straße unterscheiden kann. In kaum angezeichneten Linien heben sich die abenteuerlichen Silhouetten der Bächen auf den Brücken ab. Die kahlen Kastanienbäume am Stadten, die Denkmäler berühmter Männer, der „Eiserne Mann“ in der Eisenvestung, Straßburgs Wahrzeichen, wachsen zu schwarzen, ungeheuerlichen Gestalten. Dazwischen hängen wie mächtigen, baste rote Lampen die Feuerwehrlaternen an unsichtbaren Fäden. Manchmal blüht im Dunkeln der Lauf eines Gewehrs, der Goldknopf einer Uniform auf; sonst aber schmiegt sich das Gedränge lawlos und selbstverständlich der geister-

haften Stadt an. Vereinzelte Schritte hallen laut, wie von einem viestimmigen Echo fortgetragen, zwischen den stillen Häusern. Viele Schulkolonne sind unterwegs, damit die schweigende, barmherzige Nacht nicht allerhand Unfug und zweifelhaftes Treiben in ihrem schwarzen Schoß verbergen hilft. Wenn die Theater schließen, wird es noch einmal auf kurze Zeit in den Straßen lebendig. Da brennt und flimmert es von Hunderten von winzigen Fackeln und Glühwürmern. Elektrische Taschenlampen, Kerzenstummel und biedere Laternen weisen den Heimweg. In den fahlen Lichtspuren der Laternen und den kreisrunden Sonnen bewegen sich die Riesenschatten der Fußgänger wie Geister aus einer anderen Welt. Fast scheint es, als sei das Zeitalter wieder heraufbeschworen, da die gütige Frau Rat mit ihrer großen Laterne von einer Abendgesellschaft nach Hause durch das dunkle Frankfurt zurückkehrte, und man verwundert sich, statt der alten Trachten und Perücken Herren in Frack und Damen in modernen Toiletten zu sehen.

Seltener und beengender wird aber noch der Spuk, wenn der Mond am Himmel steht und das alte Straßburg wie eine Märchenstadt halb sichtbar und halb verhüllt zwischen Wassern, Brücken und Toren aufsteht. Da reden die veralteten, nutzlos gewordenen Festungstürme ihre schweren Häute drohend in die Luft. An den Bäumen, in den schlafenden Höfen, in allen Gäßchen und Winkeln wird die Vergangenheit lebendig. In scharfen Umrissen stehen die spitzen Dächer, die Giebel und schmalen Häuser gegen den nächtlichen Himmel. Ein Dach wetteifert mit den andern, ein gotischer Giebel sucht den andern zu überragen, ein Renaissancekamin den nächsten zu übertreffen, bis in diesen Höhenzügen alles vor dem siegenden Aufstieg des Münsters stille steht. Ganz überirdisch, wie wesenlos hängt der durchgeistigte Stern im weidlichenden Mondlicht. Ein seltsam packendes Bild des Friedens in dieser geharnischten Zeit, als hätten seine Gloden immer nur zum Gebet geläutet, als hätte er vergessen, daß die rote Jakobinermaße seines Turmes Spitze geschändet hat und daß jetzt drüben in den Vogesen Menschen und Kanonen um seinen Besitz kämpfen.

Von dem Münsterplatz eilen die Gäßchen zur Ill und den Kanälen hinunter; sie schimmern ganz weiß, wie die Milchstraße am Himmel, zwischen den allertümlichen Häusern. Steinerne Treppen führen direkt von den Häusern ins Wasser hinab. Flache Kähne sind am Ufer festgebunden. Ein wunderbarer Zauber umweht dies nächtliche Bild. Auf den Wäschepriechen, über dem Wasser, werden bis Mitternacht Blüten hin- und hergerollt, Wäschestücke in den klaren Wellen gespült, und über dieses Treiben wirft der Mond einen Silberschimmer und lockt aus den Jahrhunderten alten Britischen Sagen und Märchen hervor. Ganz fern, aus irgend einem der verhüllten Häuser, klingt der singende, langgedehnte Ton einer Ziehharmonika und bricht sich, langsam verfallend, zwischen den Mauern des mittelalterlichen Straßburg. (Bens. Wln.)

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Die „Republik“ gerät ins Wanken. Während die Pariser dem Feind, der sie von außen bedroht, ihre ganze Aufmerksamkeit schenken, entwickelt sich drinnen, im Herzen der Stadt selbst, eine Gefahr, die bisher anscheinend den meisten Pariser Bürgern verborgen blieb. Dem Journalisten Guillet de Saig gebührt das Verdienst, in der Zeitung „La France“ auf die Tatsache aufmerksam gemacht zu haben, daß die „Republik“ ins Wanken gerät. Allerdings handelt es sich hier noch nicht um das mit dem gleichen Namen bezeichnete französische Staatsgebäude, sondern um einen Platz in dem Le Marais genannten Stadtviertel von Paris, die Place de la République, schlechthin „République“ genannt. Dieser Platz also ist es, um den der France-Mitarbeiter sich sorgt. Meine Plätze, so versichert er, sind unter dem Pflaster des Platzes tätig, und ihr Zerstörungswerk schreitet immer mehr fort. Schon vor einigen Jahren konnte man feststellen, daß die „Republik“ sich nach einer Seite merklich senkte. Ein Denkmal hatte das unterspülte Erdreich eingedrückt, man sprach in ganz Paris von der Angelegenheit, die Stadtverwaltung ließ Ausbesserungsarbeiten ausführen, das Gleichmaß wurde wiederhergestellt, und alles war vergessen. Jetzt aber hat die Natur der würdigen Pariser Stadtverwaltung zum Trost ihre Zerstörungsarbeit in verstärktem Maße

wieder aufgenommen, und die „Republik“ senkt sich, senkt sich mehr denn je, senkt sich unaufhaltsam. . . . Ob dies den sonst so abergläubischen Pariser im Hinblick auf die Weltlage nicht zu denken geben sollte? . . .

Persönliche Erinnerungen an König Nikita. Bezeichnende Züge von dem Leben und der Persönlichkeit des montenegrinischen Herrschers, dessen Charakterbild jetzt so sehr schaukelt in der Weltgeschichte, erzählt Paul Lindenberg in dem demnächst erscheinenden neuesten Heft der Zeitschrift „Über Land und Meer“ (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart). Der Verfasser ist mit König Nikita öfters zusammengekommen und hat mit ihm Gespräche geführt, in denen seine Wesensart vortrefflich hervortrat. „Man fühlte umständlich bei dem ersten Zusammensein, welche prüfende Mustertung die großen staubblauen, achtsamen Augen des Königs hatten, wie schnell er mit ihm Gegenüber zu beurteilen suchte, wie er danach seine Unterhaltung, sein Sichgeben einrichtete.“ Rasch hat man die Empfindung, daß sich dieser Mann nichts vorspiegeln läßt, daß er scharfsinnig Menschen und Dinge ergründet, nie unüberlegt handelt und kühl jeden Vorteil ausnutzt, der sich ihm darbietet. Die Sprache des Königs ist langsam, wohlüberlegt, von angenehmem Klang, auch in ihrer Ausdrucksweise gerührt zu dem Hünen passend, der den langen, schweren Revolver in der um den Leib geschlungenen roten Seidenschärpe trägt und dem man seine 75 Jahre nicht anmerkt.“ Abenteuerlich und romantisch ist das Schicksal dieses Fürsten gewesen, das jetzt einen so tragischen Wendepunkt erreicht hat. Ein jäher Zufall hob ihn 1860 auf den Thron, als der damalige Fürst Danilo in Gegenwart seiner Gemahlin und Minister von einem landesverwiesenen Untertan ermordet wurde. Die Ehe des Fürsten war kinderlos, und Wirren aller Art drohten. Da nahm die Fürstin Danila mit raschem Entschluß dem toten Gemahl die Krone ab und setzte sie ihrem Neffen Nikita auf, der dann wenige Tage später als Fürst der schwarzen Berge ausgerufen wurde. Nur widerstehend, durch Versprechen und Drohungen gezwungen, soll König Nikita an dem jetzigen Kriege teilgenommen haben, denn er war eigentlich ein Freund Deutschlands und wollte mit Vorliebe auf deutschem Boden. „Berlin lernte ich ja noch“, erzählte er Lindenberg, „als man dort nichts von seiner heutigen Blüte gekannt, vor den großen Kriegen. Aber sanfter war es immer, und ich bewunderte stets seine fleißige Einwohnererschaft. Welch Aufsehen machte es, als ich, zur Zeit des alten ehrwürdigen Kaisers, in meiner Tracht an einer Galaoper teilnahm! Mit welcher Vorliebe weillte ich in Potsdam und konnte Ihren Kaiser auf den Knien schaukeln. Der aufgeweckte und fernbegierige Knabe sahle mir bereits Interesse ein, und ich verfolgte seine Entwicklung mit reger Teilnahme; er hat gehalten, was ich und viele andere sich von ihm versprochen.“

Was ein Russe in London sieht. Der Londoner Berichterstatter der „Nuzkija Wjednosti“ sendet seinem Blatt einen recht melancholisch klingenden Artikel über seine Eindrücke in London. Besonders die Haltung der Londoner Bevölkerung gegenüber der allgemeinen Wehrpflicht scheint ihm wenig beherzigungsvoll für die Zukunft. In manchen Kreisen wäre die Zahl der Londoner geradezu größer, als man angenommen hat. Man spreche von zwei Millionen, obgleich laut einer Erhebung nur 650 000 Mann angegeben sind, die sich dem Fahndendienst böswillig entziehen. „Zudem“, so heißt es weiter, „wird der Zwang der neuen Dienstpflicht als höchst drückend empfunden und nur mit der Verhütung geduldet, daß er doch schließlich nur bis zum Ausgang des Krieges dauern könne. Die organisierten Arbeiter stehen der Militär-Will immer noch feindselig gegenüber, obschon sie Hunderttausende von Freiwilligen stellen. . . . Wie unpopulär übrigens die Wehrpflicht in England ist, beweist die Tatsache, daß selbst die Behörden Arbeiter für die Kriegsfabriken anwerben unter der Drohung: „Wer nicht kommt, läuft Gefahr, unter die Soldaten gesteckt zu werden!“ Und diesen Druck versuchen auch industrielle Großunternehmer und auch der Eisenbahnverband auszuüben.“ Auch über die Teuerung in England weiß der russische Berichterstatter nur Unangenehmes zu melden: „Während die Sicherung der Lebensmittelpreise bis um die Mitte des Jahres 1915 etwa 82 Prozent betrug, erreichte sie im Juli vorigen Jahres auf manchen Gebieten 66 Prozent, und die Regierung konnte keine Abhilfe schaffen insofern des erhöhten Frachttarifs, den im Zusammenhang mit den Gefahren der Schifffahrt steht. Allerdings wird auch von Geheimfaktoren gesprochen, die das Übel der Teuerung noch wesentlich verschärfen.“

Schach

Alle die Schachbecke betreffenden Zuschriften sind an die Redaktion des „Wiesb. Tagblatt“ zu richten und mit der Aufschrift „Schach“ zu versehen.
Organ des Schachvereins Wiesbaden.

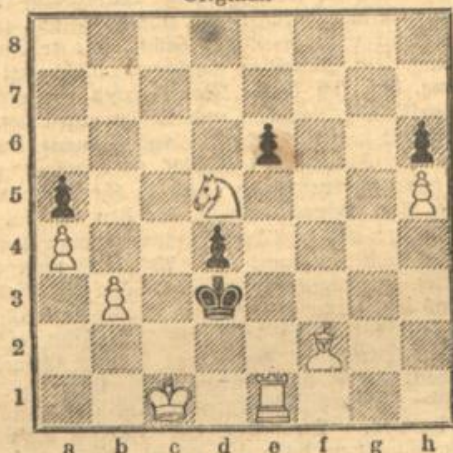
Redigiert von H. Diefenbach.

Wiesbadener Schachverein. Spielgelegenheit Samstags- und Mittwochsabends im Café Maldaner in der Marktstraße.
Hauptspielabend: Samstags.

Wiesbaden, 27. Februar 1916.

Aufgaben.

427. A. Meyer und S. Morgen in Wiesbaden.
Original.



Matt in 4 Zügen.

428. Victor Mieses in Leipzig.
(Leipz. Neuest. Nachr.)

Weiß: Kg3, Da6, Td5, e3, Lh5, Bc2, c4, e5, f6, h4
(10 Stück).

Schwarz: Kf5, Tb2, Sh8, Bc5, e7, f7 (6 Stück).
Matt in 2 Zügen.

429. Endspiel von H. Rink.

Weiß: Kb5, Dd1, La7. (3 Stück.)

Schwarz: Kd5, Dh6, Bd3. e3. (4 Stück.)

Weiß am Zuge und gewinnt.

430.

Ein Kriegsteilnehmer schreibt uns: „Heute gab ich verschiedenen Schachfreunden das Problem auf, 8 Damen aufs Brett zu setzen, ohne daß eine die andere nehmen kann. Eine Lösung haben wir gefunden; soviel ich weiß, gibt es aber mehrere. Könnten Sie das Problem nicht in der Schachspalte Ihres geschätzten Blattes behandeln?“ Vielleicht versuchen sich unsere Löser einmal an dieser Aufgabe.

Partie 156. (Spanisch).

Gespielt im Turnier des „Wiesbadener Schachklubs“ im November 1915.

Marco:	Schlechter:	16. Dd2—d3	g7—g6
Weiß.	Schwarz.	17. Le3—b6	Tf8—c8
1. e2—e4	e7—e5	18. Lc2—b3 ¹⁾	Sc4×b2
2. Sg1—f3	Sb8—c6	19. Dd3×d5	c5—c4
3. Lf1—b5	a7—a6	20. Dd5×d8	Le7×d8
4. Lb5—a4	Sg8—f6	21. Lb3—c2	Ld8—c7 ²⁾
5. 0—0	Sf6×e4	22. Tf1—b1	Sb2—d3
6. d2—d4	b7—b5	23. a2—a4	Lg4×f3
7. La4—b3	d7—d6	24. g2×f3	Lc7×e5
8. d4×e5	Lc8—e6	25. a4×b5	a6×b5
9. c2—c3	Lf8—e7	26. Ta1×a8	Tc8×a8
10. Lc1—c3	0—0	27. Lc2×d3	c4×d3
11. Sb1—d2	Le6—g4	28. Tb1×b5	Le5×c3
12. Le3—d4	Sc6—a5	29. Tb5—d5	d3—d2
13. Lb3—c2	Se4×d2	30. Lh6×d2	...
14. Dd1×d2	c7—c5		Als remis abgebrochen.
15. Ld4—e3	Sa5—c4		

¹⁾ Der beste Zug und zugleich der einzige, durch den

Weiß sich vor dem drohenden Stellungsnachteil sichert. —
²⁾ Hier käme noch Lg1—f5 in Betracht, um den Springer auf d5 festzusetzen.

Auflösungen.

421 (2 Züge). 1. d6.

423 (5 Züge). 1. Kh3, b5 2. Kh2, b4 3. Kh1, b3 4. Lf7, K×h7 5. Dh2#.

424 (2 Züge). 1. Dg8.

Richtige Lösungen sandten ein: F. S., Dr. M., Dr. K., Wdw., D. Ml., Karl Hofmann, M.-K.-W. Landsiedel, Siegfried Morgen und A. Meyer in Wiesbaden, sowie K. Schwartz in Fulda.

Briefkasten. Th. B. Die Aufgaben sollen bis auf Nr. 3, die durch 1. Kb5, h5; 2. g×h, Kc7 oder d5 und Matt im nächsten Zuge nebenlässig ist, gebracht werden. Besten Dank! — M. R. Bei der Aufgabe 421 scheitert 1. Dbl an 1.... Lg8×Le6. — Dr. M., Offiziergenesungsheim b. B. Besten Dank für die freundliche Karte und freundlichen Gruß! Die Aufgabe haben wir, wie Sie sehen, unsern Lesern vorgesetzt. Auch ein Endspiel soll hier und da gebracht werden.

Rätsel-Ecke

Der Nachdruck der Rätsel ist verboten.

Bilderrätsel.

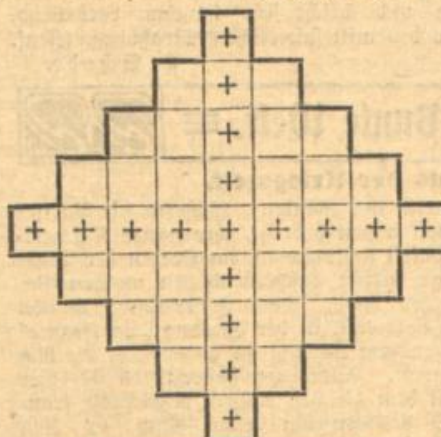


Rätsel.

Stein —, Pinsel —, Feder —, Mohn —, Posten —, Wacht —.

Man setze neben jedes Wort ein sich darauf reimendes. Die Anfangsbuchstaben der neuen Worte bezeichnen einen oft genannten Staatsmann.

Diamanträtsel.



1. Konsonant.
2. Erhabenes Bauwerk.
3. Stadt in Belgien.
4. Teilnehmer.
5. Berg auf dem Balkan.
6. Gewerbe.
7. Haustier.
8. Gewässer.
9. Konsonant.

In die Felder vorstehender Figur sind die Buchstaben AA, CCC, D, EEEEE, FF, HHH, I, LLL, M, NNNN, OOO, P, RRR, SSSS, TT, WW derart einzutragen, daß die wagerechten Reihen die beigefügte Bedeutung ergeben und die mittelste senkrechte Reihe gleichlautend mit der mittelsten wagerechten ist.

Logograph.

Mit S... ich an der Leiche einst eines Mannes stand,
Mit R... bin ich ein Maler wohl aus Italienland,
Mit L... ein Mädchenname, dir sicher gutbekannt!



Illustrierte Kinder-Zeitung des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 5.

18. Jahrgang.

1916.

(Alle Rechte für sämtliche Artikel und Illustrationen vorbehalten.)

Das Wappen von Brandenburg.

Geschichtliche Episode, der Jugend erzählt von Aug. Herber.

Friedrich Wilhelm, der Kurfürst von Brandenburg, den man schon bei Lebzeiten den Großen nannte, hatte kurz nach dem dreißigjährigen Kriege die Regierung über sein verarmtes Land angetreten.

Er war einer der wenigen Fürsten, der den Wohlstand seines Landes in kurzer Zeit wieder zu heben wußte und den Namen Mark Brandenburg bei den damaligen Mächten zu einem angesehenen und geachteten machte.

Als Verbündeter der holländischen Generalstaaten gab er dem Könige Ludwig XIV. von Frankreich manche Aufzucht zu knacken und auch die Schweden wissen von ihm zu sprechen. Der Tag von Fehrbellin hat sie ganz Pommern gekostet.

Nicht nur ein gewaltiger Heerführer war Friedrich Wilhelm, sondern auch ein weitausschauender Mann, der erkannte, daß Handel und Industrie nur gedeihen können, wenn das Mutterland durch Kolonien in fernen Ländern für erweiterte Absatzgebiete sorgt.

England, Spanien, Holland, damals die drei bedeutendsten Seemächte, waren mit gutem Beispiel vorgegangen, ihnen beschloß er zu folgen und mit der ihm eigenen Energie schuf er eine brandenburgische Flotte.

Der holländische Kapitän Benjamin Raule, den er zu seinem Schiffsdirektor ernannte, unterstützte ihn dabei.

Schon nach wenigen Jahren zählte die neue Flotte eine stattliche Anzahl von Fregatten, Korvetten und Kriegsbriggas.

Einige, wie: der „Kronprinz“, die „Dorothea“, der „Mohrian“, der „Fuchs“, die „Berlin“, die „Potsdam“, und besonders das „Wappen von Brandenburg“, haben sich einen Namen gemacht, der in der Geschichte weiterlebt.

Nachdem die Flotte geschaffen war, erwarb der Kurfürst einen Landstrich auf der westafrikanischen Küste und ernannte den Kammerjunker Otto Friedrich von der Gröben zum Gouverneur der Ansiedlung Neu-Brandenburg.

Einige hundert Einwanderer aus der Mark brachten die Kolonie binnen wenigen Jahren zu solcher Blüte, daß außer den deutschen Schiffen englische, französische und dänische Schiffe anliefen.

Die Holländer in den benachbarten Ansiedlungen von Agim und Westefreden beobachteten das rasche Aufblühen von Neu-Brandenburg mit kleinlicher Eifersucht und erhoben Ansprüche auf das Gebiet, das sie schon früher von den Negern erworben haben wollten.

Aus diesen Zwistigkeiten entwickelte sich ein erbitterter Kampf zwischen holländischen Kapern und brandenburgischen Fregatten.

Wir wollen nun die kurze, aber ruhmreiche Laufbahn der Fregatte des „Wappen von Brandenburg“ zu schildern suchen.

Wir befinden uns auf dem unermesslichen atlantischen Ozean.

Am fernen Horizonte steigt ein Schiff aus den Wogen auf — es ist fest und kräftig gebaut, Rumpf und Mastenwerk sind unverfehrt, aber die Planen sind mit einer dicken Salzkruste überzogen. Der Glanz der Farben ist gewichen und man sieht auf den ersten Blick, daß das Schiff eine beschwerliche Seereise hinter sich hat.

Am Steuerbord des Halbdecks schlenderte ein großer, kräftiger Mann mit blondem, krausem Haar hin und her und sumnte die Melodie eines bekannten Liedes aus dem großen Kriege vor sich hin.

Der Geschilderte war der zweite Befehlshaber der kurfürstlichen Fregatte des „Wappen von Brandenburg“, Steuermann Malchow.

Nach kurzer Zeit erschien am Eingang zur Kajüte ein untersehter, behäbiger Mann, der Kapitän der Fregatte, Wendland war sein Name. Er trat zu Malchow und sagte:

„Morgen, Steuermann, gute Wache gehabt?“

„Ja, Herr!“

„Komm nach oben, weil mich Euer Singen in der Morgenruhe störte.“

Der Steuermann gab keine Antwort und sumnte:

„Mit Trommelnklang und Pfeifengesang
Da wird der Held begraben. Vidi bom.“

„Hört, Steuermann,“ fuhr der Kapitän auf, „Euer Vidi bom und daß Ihr euch begraben lassen wollt, hörte ich schon tausendmal, ohne daß Ihr es wahr gemacht hättet. Was gibt's Neues auf der Morgenwache?“

„Segel in Lee!“

„In Lee, sagt Ihr? Aha, da haben wir ihn! Was haltet Ihr von dem Schiffe, Steuermann?“

„Nichts!“

„Wie, nichts, und Ihr seid während der ganzen Morgenwache auf Deck?“

„Ja, ist aber erst seit einer halben Stunde zu sehen.“

„Hm, dann könnt Ihr's allerdings nicht wissen. Laßt das Schiff etwas nach Lee abfallen.“

Der Steuermann gab den Befehl, der Mann am Ruder ließ die Pinn nach Euv gieren und sagte: „Abfallen ist's!“

„Wohlgetan, Mann!“ sagte der Kapitän. „Ihr, Malchow, könnt neben mir auf- und abgehen, laßt aber Eueren Singsang, sonst sind wir geschiedene Leute. Verstanden?“

„Ja, Herr!“

In einem geräumigen Gemache der Feste „Großfriedrichsburg“ saßen der Gouverneur Blom und seine Getreuen zur Beratung versammelt.

„Hört, Selbing,“ sagte der Gouverneur, „Euer Bericht ist ein so fürchterlicher, daß ich glaube, Ihr übertreibt.“

„Und doch ist er wahr, der Schiffer mag es selbst bestätigen.“

„So laßt ihn eintreten.“

Ein schlichter Seemann erschien, der den Arm in der Binde und auf der Stirn ein großes Pflaster trug. Er bestätigte das von Selbing gesagte und fuhr fort:

„Es sind nicht immer Piraten, die uns aufschauern, sondern richtige Orloger (Kriegsschiffe). Am zweiten Tage unserer Fahrt bemerkten wir ein großes Schiff, das uns einen Backbord von zehn Kanonen wies. Das war mehr als genug, um zehn Küstenfahrer in den Grund zu bohren.“

„Wir konnten daher nichts besseres tun, als beizulegen, sie kamen bei uns an Bord und es ist ein Jammer zu sagen, wie sie dort hausten. Was ihnen von unserer Ladung gefiel, schleppten sie fort, den Rest verdarben sie mit Seewasser, den Wasserschläfern schlugen sie den Boden ein und uns richteten sie erbärmlich zu. Dann entfernten sie sich höhnlachend und der Kapitän rief uns zu:

„Macht, daß Ihr nach Friedrichsburg zu Euern Freunden kommt, Ihr deutschen Müffs und erzählt ihnen, wie's euch ergangen ist! Das ist der getreue Bericht,“ schloß der Schiffer und ließ sich erschöpft nieder.

Die Offiziere hatten diese Erzählung mit unterdrücktem Zorn angehört. Blom preßte die Lippen zusammen und Kapitän Wendland, der am Tage vorher eingelaufen war, knirschte mit den Zähnen.

„Das ist zuviel, Gouverneur,“ sagte er, „das Trinkwasser in die See laufen zu lassen. Pfui! Soll ich die Anker lichten?“

„Ihr sollt's, Kapitän und je eher, desto besser.“

„In drei Stunden bin ich draußen! Lebt wohl, ihr Herren und haltet gut Haus! Ihr, Meister Schiffer, begleitet mich zum Strande und erzählt mir, unter welchem Grad Ihr mit den Burschen zusammen getroffen seid. Kömt Ihr das?“

„Jawohl, Herr!“

Nachdem er erfahren, welchen Kurs der Holländer gesteuert, fuhr er an Bord und befand sich eine Stunde später schon unter Segel.

Acht Tage waren seit diesen Ereignissen verflossen, als der Kapitän und Steuermann des „Wappen von Brandenburg“ wieder auf einmal auf dem Halbdeck umher wandelten und einen Segler beobachteten, dessen Rumpf anfing, sichtbar zu werden.

„Der Bursche kommt gerade auf uns zu, Steuermann,“ meinte der Kapitän, „laßt einen Strich anluken, damit er sieht, daß wir uns nicht fürchten.“

„Habt recht, wollen anluken,“ entgegnete Malchow.

Die beiden Schiffe segelten jetzt aufeinander zu und näherten sich überraschend schnell.

„Seht Ihr nicht, ob der Fremde Geschütze auf der Vorderschanze hat, Steuermann?“ fragte der Kapitän.

„Er hat sie, vier offene Mäuler.“

„Und wir haben nur drei, glaube aber, daß wir eben so laut brüllen. Was glaubt Ihr?“

„Nichts!“

„Nichts? Nun, so wartet's ab. Seht zu, ob überall klar Deck ist.“

Es geschah und die Kanoniere erwarteten nur den Befehl, das Feuer zu eröffnen.

Die holländische Flagge wurde jetzt auf dem anderen Schiffe aufgezogen und ein Schuß abgefeuert.

„Auf mit der Flagge und Feuer, Jungens!“ rief der Kapitän.

Der Schuß hallte über die Wasserfläche hin und der rote fur Brandenburgische Adler entfaltete seine Schwingen am Top.

„Es ist unser Pirat unter Orlogsflagge, Steuermann,“ sagte der Kapitän. „Er ist's.“

„So wollen wir ihm zu Leibe gehen und es ihm auf gut Brandenburgisch sagen. Denke, er wird's verstehen. Beigedreht!“

Die zwei Schiffe führten die gleiche Bewegung aus. Die Obersegel waren verschwunden, die unteren in den Geitauen und die Topsegel standen über Kreuz gebraht.

Die Schiffe lagen sich mit den Feuerschläuden drohend gegenüber, man konnte auf beiden Verdecken ein unruhiges Umherrennen beobachten, dann setzte Kapitän Wendland das Sprachrohr an.

„Seid Ihr der kühne Seeheld, der unter der Flagge einer ehrbaren Macht Piratenwerk treibt?“ rief er.

Statt der Antwort fiel von der Galerie des Gegners ein Büchschuß.

„Oho, mein Junge, pfeiffst Du aus dem Tone?“ sagte Wendland spöttisch. „Heda, Steuermann, laßt Feuer geben!“

Die Geschütze wurden auf beiden Verdecken abgefeuert, dann fuhr der Kapitän fort: „Feuer, Malchow! Wollen sehen, was man in Havelberg für Arbeit schafft hat!“

Es entstand nun ein erbitterter Geschützkampf. Zuletzt vermochten die Holländer nicht länger Widerstand zu leisten.

Mit hochgeschwungenen Waffen sprangen die Brandenburger, nachdem die Entershaken gefallen waren, auf das Verdeck des feindlichen Schiffes. Wendland drang nach dem Hauptmast vor, an dem ein Verwundeter lag.

„Ah, da haben wir ja den Hauptmann der Bande!“ rief er. „Du bist also der Held, der arme Küstenfahrer ausplündert, den Proviant über Bord wirft und den Wasserschläfern den Boden einschlägt? Pfui, über Dich Galgenesicht!“

„Rache,“ murmelte der Verwundete, „ich werde furchtbar gerächt werden!“

„Vermutlich von Deinen Helfershelfern, na, Du sollst nichts mehr davon zu sehen kriegen, legt den Block um die Fockraae und werft ihm eine Schlinge um den Hals!“

Es geschah und im nächsten Augenblick baumelte der Holländer an der Raee. Die Matrosen häuften nun in der Kajüte brennbares Material zu einem Scheiterhaufen und zündeten ihn an, dann wurden die Entershaken gelöst und das „Wappen von Brandenburg“ entfernte sich, Segel setzend, von dem menschenleeren Wrack. Noch hatte man nicht die dringendsten Arbeiten besorgt, als zwei neue Segler unter holländischer Flagge auftauchten.

„Was denkt Ihr, Malchow?“ fragte der Kapitän.

„Wird wieder Kampf setzen.“

„Ja und lange werden sie uns nicht warten lassen. Laßt uns zuvor ein vernünftiges Wort miteinander reden.“

„Sprecht!“

„Die beiden scheinen die Maaten des Gehängten zu sein.“

„Glaub's auch.“

„Sie werden uns angreifen, nun sind wir aber böse zugerichtet und wär's ein Wunder, wenn wir siegen.“

„Wir siegen nicht. Sie werden uns entern.“

„Ich hänge eine brennende Lunte in die Nähe der Pulverkammer.“

*) In Havelberg wurde die Fregatte als erstes Schiff auf einheimischen Werften erbaut.

„Bravo, Steuermann, seid ein wackerer Bursche. Tut, wie Ihr gesagt und diese Holländer sollen noch lange an das „Wappen von Brandenburg“ denken.“

Die holländischen Schiffe näherten sich bald.

„Seid Ihr der Bursche!“ rief der eine Kapitän, der unseres Maaten Schiff so zugerichtet hat, daß es brennend auf der See umher schwimmt?“

„Bin's,“ entgegnete Wendland ruhig, „so rächen brandenburgische Offiziere den Seeraub.“

„Binnen einer Stunde sollt Ihr zur Hölle fahren!“ brüllte der Holländer, winkte mit der Hand und gleich darauf spielten die Geschütze der zwei Schiffe.

„Kinder!“ rief Wendland. „Wenn uns die beiden entern, lassen Sie uns wie Seeräuber hängen. Wollen wir nicht lieber einen ehrlichen Seemannstod sterben?“

„Wir wollen's!“

„Gut! Dann an die Kanonen! Habt Ihr Eure Vorbereitung getroffen, Steuermann?“

„Alles bereit, Herr!“

„In Gottes Namen, denn! Drauf, Jungen, feuert, daß die Stücke plazen! Es lebe der rote Adler! Unser Kurfürst, Herr Friedrich Wilhelm, hoch!“

„Er lebe!“ riefen die Männer und handhabten die Geschütze mit allem Eifer.

Nicht lange aber konnten die geschwächten Brandenburger dem dreifach überlegenen Gegner Stand halten. Die Holländer stießen endlich gegen die fast zum Wrack geschossene Fregatte und ihre Mannschaft schwang sich mit lautem Geschrei über die Reilingen.

„Seid Ihr bereit, Steuermann Malchow?“ rief der Kapitän mit klarer Stimme.

„Bin's, Herr!“

„So lebt wohl für immer!“ rief Wendland und sprang mit den Matrosen dem Feinde entgegen.

„Mit Trommelnklang und Pfeifengesang
Da wird der Held begraben. Vidi bom!“

summte Malchow und verschwand unter Deck.

Pötzlich drang aus allen Fugen dichter Rauch empor, ein furchtbarer Knall ertönte und riß das Schiff mitten auseinander. Eine glühende Feuersäule stieg aus dem Schlunde auf und warf sich auf die Schiffe rechts und links, Holländer und Brandenburger, alles stand in Flammen.

So endete das erste Schiff der kurfürstlichen Flotte, das auf den eigenen Werften zu Havelberg erbaut und vom Stapel gelassen wurde, sammt seiner ganzen Bemannung.



Namen.

Für unser Wesen, unsere Art besagt der Familienname, den wir führen, in der Regel gar nichts. Denn wir haben ihn nicht gewählt, sondern haben ihn ungefragt als Wiegenangebinde hinnehmen müssen; und so bleibt uns nichts übrig, als ihn durchs ganze Leben mitzuschleppen, auch wenn er uns nicht im mindesten gefällt und mit unserer ganzen Wesensart in schreiendem Widerspruch steht. Aber der Name und sein Träger sind nun einmal untrennbar. Oft kennen wir nichts von einem Menschen als den Namen. Da ist es nicht verwunderlich, daß der Name, zumal wenn er, wie es ja nicht selten der Fall ist, zu Wortspielen geradezu herausfordert, dem Witz und Spott, dem Haß und der Bosheit anheimfällt. Eine Fülle von interessanten Beispielen für dieses seltsame Spiel des Zufalls wird in einem fesselnden Aufsatz von Dr. W. Ahrens in der „Zeitschrift für Bücherfreunde“ mitgeteilt. Meistens kommt uns beim Gebrauch der Namen gar nicht zum Bewußtsein, daß irgend eine Bedeutung darin steckt oder daß sie zu Wortspielen und Reimen Gelegenheit geben. Wir zucken mit keiner Wimper, wenn wir einen Bekannten mit Herrn Nonne anreden, oder wenn wir einen alten Herrn mit Herr Knabe begrüßen. Beim Namen Klopstock achten wir heute kaum noch auf die komische Nebenbedeutung. Wenn man freilich, wie ein berühmter Heidelberger Mediziner,

Kußmaul heißt, dann fällt die scherzhafte Bedeutung jedem auf. Bei Gauß wiederum, einem der größten Mathematiker und scharfsinnigsten Denker, kommt uns so leicht nicht in den Sinn, daß er den plattdeutschen Namen eines Tieres führte, das gewiß nicht im Verdacht großen Scharfsinns steht, uns vielmehr als das Sinnbild des Gegenteils gilt. Der Name Schleiermacher paßt in keiner Weise zu dem Wesen des geistvollen Theologen und Kanzelredners.

Von der Gattin des Dichters Berthold Auerbach ging das Gerücht, sie habe beim häuslichen Erziehungswerk stets eine reichlich bewegliche Hand gezeigt, und deshalb hatte man sie Hauerbach getauft; der Sohn, offenbar kein Adonis (besonders hübscher Mensch), wurde Schauerbach genannt. Auerbach setzte sich übrigens nach Kräften für Gottfried Keller ein, dem aber diese Protektion nicht zusagte. In seiner mürrischen Art wies er das einst zurück: „Schließlich bin ich nur noch Auerbachs Keller.“ Der Philosoph und Kunsthistoriker Moritz Carrière konnte sich erst durchsetzen, als er die älteste Tochter des großen Chemikers Liebig geheiratet hatte. Es lag nahe, da das Witzwort zu prägen: „Im Anfange war Carrière mißliebig; dann aber heiratete er Miß Liebig, und nun machte Carrière Karriere.“ Ein sehr hübsches Bonmot (witziger Ausdruck) ist von dem berühmten Komiker Friedrich Beckmann überliefert. Als er in einer Gesellschaft den Platz zwischen den beiden schönen Schauspielerinnen Auguste und Charlotte von Hagen erhielt, sagte er: „Zwischen A. Hagen und C. Hagen gibt es nur B. Hagen“ (Behagen). Weniger „bebaglich“ ist ein anderes Wortspiel aus der Theaterwelt. Während Friedrich Haase das Leipziger Stadttheater leitete, stand an der Spitze des Stadtreiments der Bürgermeister Koch. Oskar Blumenthal war damals ein scharfer Kritiker Haases und warf einmal die Frage auf: „Gehört es nicht zu den Pflichten eines Kochs, Haasen abziehen zu lassen?“ Natürlich lassen sich auch schon aus den jüngsten Kriegstagen merkwürdige Wortspiele beibringen. Nur eins sei hier wiedergegeben: An der Spitze der mobilisierten Armee steht der General Wille, dem als Generalstabschef Herr von Sprecher beigegeben ist. Eines Tages fand man in Bellinzona an der Wand eines Arrestlokals die folgende Inschrift:

„Was Wille will und Sprecher spricht,
Dem füge Dich und murre nicht.“

Vielleicht dürfen wir zu der trefflichen Arbeit von Ahrens einen Beitrag zusetzen, ein Erlebnis, das uns einst ein alter Pfarrer erzählte. Dieser hatte eine Prüfung in einer Landschule vorzunehmen, deren Lehrer Abel hieß. In der Religionsstunde wurde zufällig die siebente Bitte „Erlöse uns von dem Abel“ durchgenommen. Arglos fragte der Pfarrer einen derben Bauernjungen, was denn nun eigentlich das Abel sei, worauf der Schüler nach einigem Zögern mit hochrotem Kopfe, in sichtlich Verlegenheit auf den Lehrer deutete; er hatte allen Ernstes geglaubt, daß dieser das Abel sei, wovon im Vater unser die Rede ist.



Späßenheimat.



Der Kreislauf des Wassers.

Von der Schule her wissen wir alle, daß das Wasser auf der Erde einen beständigen Kreislauf durchmacht. Es steigt als Wasserdampf vom feuchten Boden und hauptsächlich vom Meere auf und sammelt sich in der Luft zu Wolken an. Diese werden vom Wind über die Länder getragen und setzen hier ihre Feuchtigkeit vor allem bei der Berührung mit den Bergen, als Regen, Schnee, Graupen oder Tau ab. Das niedergeschlagene Wasser dringt in die Erde ein, um dann an einzelnen Stellen als Quellen wieder zum Vorschein zu kommen. Die Quellen sammeln sich zu Bächen, diese zu Flüssen und schließlich zu Strömen an, die das Wasser ins Meer tragen, von wo es seinen ewigen Kreislauf wieder aufnimmt. Wie fauth im „Weltall“ ausführt, ist indessen diese Vorstellung vom Kreislauf des Wassers keine ganz richtige. Wenigstens geht bei diesem Kreislauf ständig ein Teil des Wassers verloren, das in so große Tiefen versinkt, daß es nicht wieder in Quellform zum Vorschein kommt. Ein Beweis dafür ist die Bergfeuchtigkeit des Gesteins auch in den größten Tiefen. Auch im Meere, auf dessen Boden ein Druck von 100 bis 1000 Atmosphären herrscht, muß die Durchdringung der Erdschichten unaufhaltend vor sich gehen. Ferner geht Wasser bei den Kristallisationsvorgängen verloren, bei denen es chemisch gebunden wird. In vulkanischen Gegenden endlich wird Wasser noch dadurch vernichtet, daß es mit dem heißen inneren Magma (Masse) in Berührung kommt und hier in seine Bestandteile, Wasserstoff und Sauerstoff, zerlegt wird. Bei Ausbrüchen des Kraters wird dann der Wasserstoff viele Kilometer hoch geschleudert und bleibt wegen seiner Leichtigkeit in den höchsten Schichten der Atmosphäre schweben. Da die Ozeane trotz ihrer Gewaltigkeit im Verhältnis zur Erdmasse doch nur eine dünne Schicht darstellen, so müßte nach fauth die Erde schon längst ausgetrocknet sein, wenn der Wasservorrat nicht ständig neu ergänzt würde. Und zwar vermutet fauth, daß diese Quelle kosmischen (aus dem Weltall herrührend) Ursprungs sei, daß also der Erde aus den Tiefen des Weltraums vor allen von der Sonne Wasser zuflöme. Einen Beweis dafür sieht er in den katastrophalen Niedergängen, die von der Stärke der Sonnenflecken abzuhängen scheinen und die mit der Sonne von Norden nach Süden wandern. Derselben Ursprungs sind die hochschwebenden, leuchtenden Nachtwolken, die aus feinen Eiskristallen bestehen. Auch aus anderen Teilen des Weltraums stammende Eiswolken kommen manchmal in den Bereich der Anziehungskraft der Erde und gelandeten dann in unsere Atmosphäre, wo sie plötzlichen Wirbelstürmen, Wetterstürzen, Hagel u. w. verursachen. Soweit die fauthsche Theorie. Die Annahme scheint doch recht gewagt, daß Wasser, sei es auch in Form von Eiswolken, den leeren Weltraum durchkreuzt. Bei dem Fehlen jedes atmosphärischen Drucks müßte es sich ja längst in absolut gasförmigen Zustand versflüchtigt haben. Um die noch nicht eingetretene Austrocknung der Erde zu erklären, genügt die Tatsache, daß die Erde sich allmählich immer mehr abplattet, in dem die hohen Berge verwittern, abbröckeln und auch sonst Erde von den

Flüssen ständig ins Meer getragen wird. Diese Gleichmachung der Erdoberfläche müßte sogar eine allmähliche Überschwemmung der ganzen Erde zur Folge haben, wenn eben nicht andererseits der Wasservorrat der Erde sich ständig verkleinerte. So hebt die eine Wirkung die andere etwa auf.

Deutsche Perlen.

Vor kurzem wurde aus Olsniz i. V. von einer recht ertragreichen Perlenfischerei berichtet, bei der Perlen von bemerkenswerter Größe und Reinheit gefunden wurden. Nur wenige Perlenliebhaber wissen, daß diese kostbaren, mild glänzenden Geschmeide auch in verschiedenen Gewässern unseres deutschen Vaterlandes, besonders in den Gebirgsbächen Sachsens, Bayerns und der Rheinprovinz, aber auch in einigen klaren Wasserläufen der Emsburger Heide gesammelt werden. Früher gab es auf deutschem Boden sogar ziemlich reiche Fundorte: in der Zeit von 1814 bis 1857 wurden beispielsweise in Bayern noch 155880 Perlen gefischt. Jetzt ist die Ausbeute infolge des Verderbens des Wassers durch die zahlreichen Industrien erheblich geringer. Am ergiebigsten ist sie noch im Flußgebiete der weißen Elster, wo sie schon seit mittelalterlicher Zeit der sächsischen Staat als Krongut für sich in Anspruch nimmt und seit 1621 an die Fischerfamilie Schmerler in Olsniz verpachtet hat, in der das Gewerbe nun schon fast dreihundert Jahre lang ununterbrochen sich forterbt. Freilich gehen im allgemeinen die Erträge immer mehr zurück. Beeinträchtigt wird die Perlenfischerei dadurch, daß man es den Muscheln nicht von außen ansieht, ob sie Perlen enthalten, und daß alle Tiere, deren Schalen man öffnet, damit dem Tode verfallen sind. Nach einer seinerzeit im „Zoologischen Anzeiger“ veröffentlichten Aufstellung kommen auf 100 geöffnete Muscheln nur 3 bis 4 Perlen und auf 18 Perlen nur eine von nennenswertem Werte. Früher wurden ganz erhebliche Mengen gesammelt. So wurden in den Jahren 1719 bis 1804 1286 Elsterperlen gefunden, die ganze 30000 Mk. einbrachten; die schönsten sind zu einer Halskette im Werte von 9000 Mk. sammengereicht, die sich heute noch im Grünen Gewölbe in Dresden befindet. Nach den in neuerer Zeit durch de Filippi und Küchenmeister angestellten Untersuchungen entstehen die Perlen in den Muscheln dadurch, daß kleine Larven von Saugwürmern, die zu ihrer Weiterentwicklung der Muschel als Wirtstier bedürfen, in sie einwandern. Letztere sucht den unliebsamen Gast dadurch unschädlich zu machen, daß sie in rascher Folge zahllose kalkhaltige Schleimhäute abscheidet und ihn damit umspinn, sodaß schließlich eine Kapsel entsteht, in der die Larve zugrunde geht. Diese Kapsel ist die Perle. Merkwürdigerweise schmarotzt aber die Flußperlmuschel selber eine Zeitlang, indem sich ihre junge Brut, die schon von Anfang an zwei zarte Schalen hat, mit dem Atemwasser der Fische in deren Kiemen gelangend, vermittels eines langen Fadens — entsprechend den Spinnfäden der Pfahlmuscheln — dort festhält. In Aquarien gemachte Versuche zeigten, daß die Oberhaut der Fischkiemen dann infolge des Reizes rasch wuchert und nun ihrerseits eine Kapsel bildet, in der

aber die Muschellarve ruhig weiter gedeiht, bis sie schließlich wieder abfällt und nun eine selbständige Lebensweise beginnt. Die erwachsenen Schattiere haben immer eine ganz bestimmte Stellung im Bachfande, an der man sie leicht erkennen kann. Zu zweien bis viereen stecken sie schräg, mit der Spitze gegen die Strömung, fest im Untergrunde, aus dem das dicke hintere Ende wenig mehr als fingerbreit hervorragt. Wo der Boden zu hart ist und kein solches Einwühlen gestattet, suchen sie zwischen Steinen Halt und setzen sich in deren Schutze fest, sodaß sie die Strömung nicht fortreißen kann. Zwischen Ende Juli und Ende August wandert das Tier, um die Brut abzuschlecken und ihr eine möglichst weite Verbreitung zu sichern. Zu dieser Zeit findet man die Muscheln überall im Bachbett. J. K.

Fastnachtsregeln.

Wir Freunde saßen just einmal
In einem netten Bierlokal,
Und wie man plaudert, trinkt und lacht,
Da kommt an unsern Tisch ganz sacht
Ein kleiner Bub', wohl kaum sechs Jahr,
Salzregeln bot zum Kauf er dar.
Er sollte nun ein Weilschen bleiben,
Die Zeit uns etwas zu vertreiben.
Damit er dabei nichts versäumt,
War bald von uns sein Korb geräumt.
Ich sagte zu dem kleinen Mann,
Indem ich aß, voll Scherz sodann:
„Weißt du denn nun, mein liebes Kind,
Ob gut auch deine Regeln sind?
Ist du denn manches Mal nicht eine
So ganz verschwiegen und alleine?“
„Ne“, spricht er da und schaut mich an,
„Ich lecke bloß am Salze dran!“
E. Maller-Wolff

Knacknuß.

Achilles verfolgt eine Schildkröte, die ihm 1 Meile voraus ist, mit einer Geschwindigkeit, die zehnmal so groß ist, als die der Schildkröte. Wann wird er sie einholen? Wird er sie überhaupt einholen? Jeno behauptet „nein; denn während Achilles die Meile zurücklegt, geht die Schildkröte $\frac{1}{10}$ der nächsten Meile; während Achilles dieses Zehntel zurücklegt, kommt die Schildkröte $\frac{1}{100}$ Meile weiter vorwärts; während Achilles dieses Hundertstel zurücklegt, kommt die Schildkröte $\frac{1}{1000}$ Meile weiter vorwärts und so fort ins Unendliche. Achilles wird also die Schildkröte nie erreichen, wogegen er ihr immer näher kommt.“ Hat Jeno recht? Wer die richtige Lösung dieser Aufgabe bis spätestens Mittwoch dieser Woche an die Schriftleitung der „Illustrierten Kinder-Zeitung“ schickt, soll in der Rätsellecke der nächsten Sonntags-Ausgabe des Wiesbadener Tagblatt genannt werden.

Auflösung der Knacknuß aus der vorigen Nummer:

2 7 2	3 5 3	4 3 4
7 7	5 5	3 3
2 7 2	3 5 3	4 3 4
36	32	28
5 1 5	6 5	
1 1		
5 1 5	5 6	
24	22	